



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Deutsche Geschichte fürs deutsche Volk**

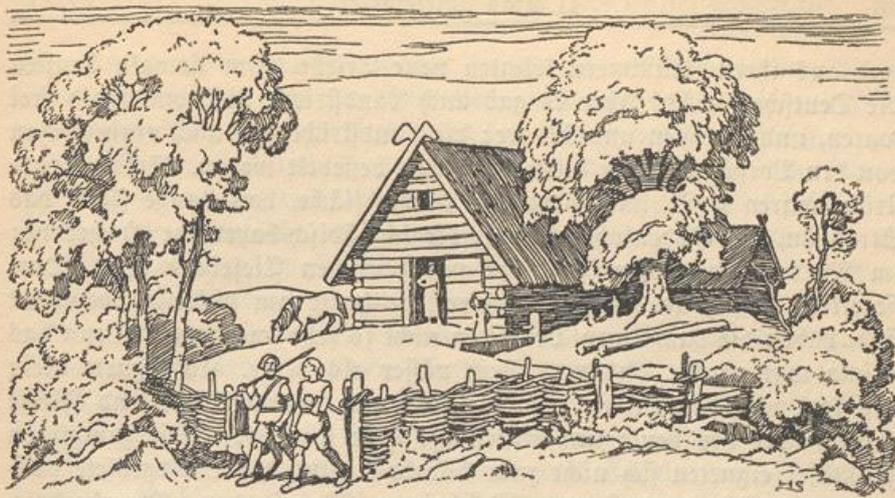
**Schnizer, Otto**

**Stuttgart, [1929]**

2. Das Leben der Deutschen während u. nach der Völkerwanderung

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-77080](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-77080)



Altdeutsches Gehöft.

## 2. Das Leben der Deutschen während und nach der Völkerwanderung.

Als die Völkerwanderung zu Ende war, sind die Deutschen ein sesshaftes Volk geworden. Ihre Wohnsitze gingen im Osten bis an die Elbe, im Westen bis an den Wasgenwald, im Nordwesten bis an die Nordsee. Im Süden ist das Alpengebirge oft ihrer weiteren Ausbreitung hinderlich gewesen; aber doch sind sie vom Schwabenlande und von Bayern aus überall in die Alpentäler vorgedrungen. Im Südosten hat das Tal der Donau ihnen die Wege zur weiteren Ausbreitung ins heutige Österreich hinein gewiesen. So haben die Deutschen wohl drüben über der Elbe Raum verloren und die Slaven sind ihnen dort nachgerückt. Aber im Süden und Südosten, im Westen und Nordwesten haben sie viel mehr Raum gewonnen. Sie haben damals schon das Land in Besitz genommen, in dem heute noch Leute deutscher Zunge wohnen.

Aber das Land war anders als heute. Ein großer Teil des deutschen Landes, namentlich die Mittelgebirge, war von einem mächtigen Walde bedeckt. Das war ein anderer Wald als unsere heutigen Wälder. Keine Art und Säge, auch keines Menschen Kunst war jemals an diesen Wald gekommen. So wuchs alles, wie es die Natur schuf. Da standen ungeheure Bäume: Eichen, Buchen, Eschen, Tannen, Fichten und Kiefern und Eiben. Waren sie im Alter faul und brüchig geworden, so stürzten sie wohl, vom Sturmwind geschüttelt, in sich selbst zusammen

und aus ihren Trümmern keimten neue Triebe. Im Urwald hausten die Deutschen nicht. Aber es gab auch Landstriche, die vom Wald frei waren, und Steppen und Moore; die Landstriche, die auch vorher schon von den Vorgängern der alten Deutschen besiedelt waren. Solche Landstriche waren z. B. im Süden die Albhochfläche, das Lange Feld, das Strohgäu, die Hohenloher Ebene, die schwäbisch-bayerische Hochebene; im Norden ein großer Teil der norddeutschen Tiefebene usw. Dort siedelten sie sich an. Die Flußtäler, die heute am dichtesten bewohnt sind, haben die damaligen Deutschen nicht so sehr angezogen. Denn das Klima war rauher und vor allem nasser als heute. Es regnete viel; das kam von den vielen Wäldern. Darum waren Bäche und Flüsse wasserreicher als heute und traten oft über ihre Ufer. Die sumpfigen Flußtäler eigneten sich nicht zum Ackerbau. Und die Waldgebiete vollends: der Schwarzwald, der Welzheimer, Mainhardter, Murrhardter, Löwensteiner, Schurwald, Speessart, Frankenwald, Thüringer Wald, Harz, sie alle waren fast menschenleer.

In den waldfreien Gegenden pflegten sie ihre Häuser zu bauen. Wie hat ein altdeutsches Bauernhaus ausgesehen? Es war ganz aus Holz gebaut. Meist waren Balken im Viereck übereinander gelegt. So entstand ein Blockhaus, wie man sie jetzt noch in Gebirgsgegenden findet; oft können wir auch in den Wäldern Schutzhütten sehen, die in dieser Weise gebaut sind. Das Haus hatte ursprünglich nur einen einzigen Raum, und der Raum nur eine einzige Öffnung, nämlich die Türe; durch sie erhielt in der guten Jahreszeit der Raum das einzige Licht. Nur im Dach war noch eine Lücke, durch die der Rauch abziehen konnte, das Windauge genannt; das war in der schlechten Jahreszeit auch die einzige Lichtöffnung. In diesem einen Raum hauste alles zusammen: Mann, Weib, Kinder und Gesinde; in der Mitte des Raumes war der Herd. Daneben aber gab's noch andere Gebäude. Da war ein Vorratshaus; doch befand sich auch unter dem Wohnraum ein halb unterirdischer Raum, Lung genannt. Hier wurden weitere Vorräte untergebracht, auch stand dort der Webstuhl, auf dem die Frauen zu weben pflegten. (Heute noch ist in vielen Albdörfern ein solcher unterirdischer Raum mit dem Webstuhl, Dunk genannt.) Dann war neben dem Wohnhaus noch ein besonderes Häuschen; denn unsere Vorfahren hielten viel auf das Baden. Sie badeten gerne kalt im Wasser der Flüsse; aber sie badeten auch warm. Das pflegten sie einfach zu machen. In dem Baderaum wurden Steine auf den Boden gelegt. Man brachte sie durch Feuer in Glut; dann goß man Wasser darüber. So entwickelte sich ein gewaltiger Dampf, und das Dampfbad war fertig. Später baute man die Steine, die man erhitzte, zu einem hohlen, viereckigen Bau auf und machte das

Feuer in der Höhlung an; das war der Anfang des Kachelofens. Diesen Raum nannte man von dem stiebenden, in Dampf verwandelten Wasser die Stube. Noch später verlegte man den Raum ins Haus selbst; dann waren schon zwei Räume da: der Raum mit dem Herde und der Raum mit dem Ofen; der erste war die Küche, der zweite nicht bloß Baderaum, sondern zugleich auch Wohn- und Schlafraum. Von außen wurde das Haus häufig bemalt; die Giebelbretter kreuzten sich und wurden an ihren gekreuzten Enden zu Pferdeshöpfen geschnitzt.

Beim Hause mit seinen Nebengebäuden lag Hof und Garten, und alles war umgeben mit einem Zaun. Lag das Anwesen ganz für sich allein, so waren rings um das Anwesen herum die Felder. Solche Siedlungen sind in manchen Gegenden Deutschlands vorgekommen. Aber die Regel war das nicht. Meist stand eine Anzahl von Höfen beisammen; sie bildeten das Dorf. Da stand nicht ein Haus am andern wie in unsern Städten; sondern jedes Anwesen war mit Hofraum und Garten umgeben, wie jetzt noch in vielen Dörfern. Die Dörfer waren nicht nach einem bestimmten Plane gebaut. Vielmehr wurden die Häuser allemal an den Platz hingesezt, der dem einzelnen gut deuchte. So standen sie in einem scheinbar ungeordneten Hausen beisammen; daher nennt man solche Dörfer *Hausendörfer*. Das ganze Dorf war wieder umgeben von einem Zaun. Den nannte man *Etter*; daher redet man heute noch von *Etterstraßen*, d. h. Straßen innerhalb des Ortes.

Die *Äcker* lagen rings um das Dorf herum. Aber es war nicht so, daß jeder Bauer seinen Besitz an einem Stücke gehabt hätte. Das wäre wohl für den Anbau geschickt gewesen. Aber doch nicht ganz gerecht. Denn der Boden ist doch gar verschieden: da ist er trocken, dort naß; hier ist die Lage schattig, dort sonnig; hier ist er tiefgründig, dort steinig und je nachdem ist auch die Ernte hier gut und dort gering. Hätte man dem einen sein Gut ganz im guten, dem andern ganz im schlechten Boden gegeben, so wäre das doch recht ungerecht gewesen. So teilte man die Ackerflur in verschiedene Teile, je nach Lage und Güte. Diese Teile nannte man *Gewanne* oder *Gewände*. Jedes erhielt seinen Namen, und diese Namen bestehen als Flurnamen bis auf den heutigen Tag. Jedes Gewann wurde in so viel Stücke geteilt, als es Bauern waren. So bekam jeder seinen Teil im guten, mittleren und geringen Boden. Solche Dörfer nennt man daher auch *Gewannsdörfer*. Der Boden war ursprünglich Eigentum der Gemeinde; aber das, was darauf wuchs, gehörte dem, der es gebaut hatte. Anfangs war es so, daß die Anteile immer wieder neu verteilt wurden: der Bauer hatte seinen Anteil ein paar Jahre lang; dann wurde neu verteilt, und er

bekam einen andern. Allein dabei stellten sich doch große Unzuträglichkeiten heraus. Der Bauer A war vielleicht ein fleißiger Mann gewesen und hatte seinen Acker gut imstande gehalten. Der Bauer B aber war faul und nachlässig und ließ seinen Acker herunterkommen. Da können wir uns schon denken, daß A seinen Acker gar nicht gerne mit dem des B vertauscht haben wird. So ist nach und nach doch der Acker einem und demselben Bauern verblieben, und noch später ist er aus einem Nutznießer zum Besitzer geworden; an die Stelle des Gemeindegutts ist das Einzeleigentum getreten. Aber draußen über der bebauten Ackerflur lag noch Gemeindegut. Das war die Weide, auf der die Leute ihre Viehherden weiden ließen, und der Wald, in dem jeder Holz holen mochte, so viel er brauchte, und jagen konnte, so oft er wollte. Dieses Gemeindegut hieß *A l l m e n d e*.

Städte haben die alten Deutschen nicht gekannt. Das Leben in den Städten kam ihnen wie ein Leben im Gefängnisse vor. Sie wollten leben in der freien Natur, in Feld und Wald. Den *W a l d* liebten sie besonders, obgleich sie nicht in ihm wohnten. Die Römer konnten den Wald nicht leiden; er gefiel ihnen nicht. Daher haben auch die Italiener ihre Wälder ausgerottet, so daß die Berge meist völlig kahl dastehen. Aber dem Deutschen ist der Wald von jeher als etwas Großes und Schönes, ja als etwas Heiliges erschienen. Denn die Verührung mit der ursprünglichen Natur im Walde erhielt ihm die Seele frisch; und er ahnte im Walde die Gegenwart höherer, überirdischer Mächte. — Dazu war ihm der Wald für sein ganzes Leben unentbehrlich. Er lieferte ihm das Bauholz zu seinem Hause, das Brennholz für den Winter, das Holz zu seinen einfachen Möbeln und Werkzeugen wie zu seinen Waffen. Ja, auch sein Wasserfahrzeug, den Einbaum, und seinen Sarg, den Totenbaum, konnte er dem Walde entnehmen. Und wie viel Nahrung gab ihm der Wald! Er wimmelte von Wild aller Arten, er brachte allerlei Früchte hervor für Mensch und Vieh, namentlich für die Schweine, die in den Eichenwäldern ihre Nahrung suchten.

Die *M e n s c h e n*, die dies Land bewohnten, standen schon auf einer Höhe der Bildung, durch die sie viele andere Völker übertrafen. Es war ein Volk voll trotziger Urkraft; darum kam es den andern, vor allem den Römern, oft schrecklich vor. Schon an Körpergröße und Körperkraft übertrafen sie bei weitem die andern, vor allem die Römer; und auch ihr äußeres Aussehen war so ganz anders. Blaue Augen und blonde, oft rötliche Haare, das waren die Kennzeichen des Germanen. So auffallend das den Römern war, so gefiel es ihnen zuletzt doch. Ja die feinen Damen in Rom suchten die Haarfarbe nachzuahmen, indem sie ihre Haare rötlich färbten oder Perücken aus Germanenhaaren trugen.

Ein römischer Schriftsteller, *Tacitus*, hat im 1. Jahrhundert n. Chr. ein Buch über Germanien geschrieben. Er rühmt an den alten Deutschen besonders ihre Sittenreinheit und ihr Familienleben. Gegenüber der römischen Sittenlosigkeit ist ihm das Leben der Deutschen als ein ganz besonders reines erschienen. Und noch in viel späterer Zeit hat ein anderer römischer Schriftsteller den Vandalen in Afrika dasselbe nachgerühmt. Diese wurden von den meisten Römern sehr mit Unrecht als wilde Barbaren verschrien. Jener Schriftsteller aber weist nach, wie die Vandalen an Reinheit und Keuschheit der Sitten die Römer bei weitem übertroffen haben.

Die *Frauen* waren hochgeachtet. Man glaubte, daß ihnen etwas Heiliges und Seherisches innewohnte. Die allermeisten Männer hatten nur *eine* Frau: Vielweiberei wie bei vielen andern Naturvölkern ist bei den Deutschen nicht üblich gewesen; nur manche Vornehmen und Reichen haben sich das erlaubt. Die Frau nahm teil an dem ganzen Leben des Mannes. Sie nahm teil an der Arbeit, aber auch am Kampfe; oft haben sie die Heere des Volkes begleitet, die Verwundeten verbunden und die Wankenden ermutigt, ja selbst mitgekämpft.

Der Stolz der germanischen Frau war es, viele *Kinder* zu haben; und die Kinder, vor allem die Söhne, hingen mit großer Liebe an der Mutter. Wie innig die deutschen Mütter schon vor alters mit ihren Kindern verwachsen waren, das lehrt uns folgende Geschichte: „Dieselbe Suebenfrau, die ihrem lieben Kinde eher den Tod gab, als daß sie es römischer Gefangenschaft überließ, konnte die heißen Tränen gar nicht stillen, wenn sie es durch den Tod verlor, und sie sah die Göttin, welche die Seelen der gestorbenen Kinder behütete, lebhaftig bei sich vorüberschreiten, und hinter ihr einen langen Zug kleiner Kinder. Eins aber, das kleinste und letzte Kind, trug ein schweres Krüglein und vermochte nicht wie die andern über den Zaun zu klimmen. Da eilte die Frau herzu und hob es herüber, und als sie es in den Armen hielt, erkannte sie ihr eigenes Kind. Und das Kind sprach zu ihr: „Ach wie warm ist Mutterarm; aber liebe Mutter, weine nicht so sehr, ich muß deine Tränen alle in meinem Kruge tragen, er wird mir zu schwer; sieh her, ich habe schon mein ganzes Hemdchen beschüttet.“ Da weinte die Frau noch einmal von Herzen, dann enthielt sie sich der Tränen. — Denn Klagen und Tränen um Verlorene soll der Deutsche schnell stillen, lange den Schmerz und schweren Mut bewahren“. (Freitag, *Bilder aus der deutschen Vergangenheit*.) Die Erziehung der Kinder war nicht weichlich. Sie wuchsen auf, an Wind und Wetter und Wasser gewöhnt, nur spärlich bekleidet. Manche schwächlichen Kinder mögen da gestorben sein; die aber übrig blieben, waren um so härter und widerstandsfähiger. Die Knaben

wurden frühzeitig in allen Leibesübungen geübt: sie lernten Reiten, Schwimmen, Springen, Fechten. Sie warfen den Speer nach dem Ziele, sie handhabten Pfeil und Bogen und Schleuder, sie warfen gewaltige Steine und sprangen ihnen nach; sie lernten in die Höhe und die Weite springen. Ganz besonders übten sie sich im Springen über Pferde hinweg. Das übten auch die erwachsenen Krieger; und dem Fürsten der Teutonen hat man es nachgerühmt, daß er über sechs nebeneinander gestellte Pferde habe wegspringen können. War der Knabe etwa fünfzehn Jahre alt, dann ward er wehrhaft gemacht und erhielt in der Volksgemeinde Spieß und Schild. Von nun an war er auch den Eltern gegenüber selbständiger.

Unsere Vorfahren waren ein Volk von Bauern und Viehzüchtern. Die zum Dorfe gehörige Ackerflur wurde anfangs in zwei Teile geteilt, von denen abwechselnd die eine bebaut wurde, die andere brach lag. Später teilte man sie in drei Teile; auf dem ersten wurde Sommerfrucht, auf dem zweiten Winterfrucht gebaut, der dritte lag brach. Sie pflanzten Roggen, Gerste, Weizen, Dinkel, Einforn, Haber und Hirse. Sie draschen das Korn in bedeckter Tenne durch Dachsen aus und die Frauen mahlten es auf Handmühlen. Äpfel und Birnen hatten sie; doch waren es nur wilde Sorten.

Neben dem Ackerbau war die Viehzucht ihr Stolz. Zwar hatten sie nur kleines Vieh; um so größer war die Zahl der Dachsen und Rüge. Auch ihre Pferde, auf die sie besonders viel hielten, waren klein, aber leistungsfähig. Sehr häufig war das Schwein, dessen Fleisch ganz besonders gerne gegessen wurde. Auch in den alten Zeiten schon wurde das Fleisch über den Rauch des Herdfeuers gehängt und dadurch erhalten und schmackhafter gemacht. Auch die Römer lernten bald diese deutsche Kost hochschätzen und in Rom waren Schinken aus Deutschland sehr gesucht und beliebt. Auch Schafe und Ziegen waren sehr verbreitet. Auch gegorene Getränke hatten sie. Aus Gerste pflegten sie Bier zu brauen; und aus Honig bereiteten sie ein gegorenes Getränk, den Met. Bei festlichen Gelegenheiten pflegten sie sehr viel zu trinken. Das ist dem Römer Tacitus, der sonst die alten Deutschen sehr lobt, ganz besonders aufgefallen; denn die südlichen Völker sind im Trinken viel mäßiger. Das tadelt er auch an unsern Vorfahren, und mit Recht; und diese üble Neigung zum Trunke ist uns Deutschen leider geblieben bis auf den heutigen Tag und hat schon genug Unheil gestiftet. — Und noch eine andere üble Gewohnheit hatten sie: das Würfelspiel. Das ist bei manchen so zur Leidenschaft geworden, daß sie nicht nur ihr Hab und Gut, sondern auch ihre Freiheit verspielten.

Der einzelne Bauer hatte meist einen Besitz von etwa zehn Hektar. Hof

und Ackerland zusammen nannte man eine *H u f e* oder *H u b e* (vgl. die Ortsnamen auf — hub; auch die Familiennamen Huber, Hubbauer, Huppenbauer, Hubmaier, Hofer, Höser usw.). Die ganze Flur, die zum Dorfe gehörte, hieß, wie heute noch, die Markung. Sie war von andern Markungen abgegrenzt durch die sogenannten Lochbäume, d. h. Bäume, in die bestimmte Zeichen eingeschnitten wurden (heute noch ist im Fränkischen der Ausdruck „Lochstein“ für Markstein gebräuchlich). Auch die Acker der einzelnen wurden frühe schon durch Marksteine gegeneinander abgegrenzt.

Dies Bauernvolk liebte friedliche Arbeit. Auch die Kimbern und Teutonen sind nicht durch Lust nach Abenteuern oder nach Eroberungen zu ihren Zügen getrieben worden, sondern sie begehrten „einen Platz an der Sonne“, und erst als ihnen die Römer nicht gaben, was sie brauchten, sondern sie heimtückisch überfielen, griffen sie zu den Waffen. Ebenso machten's in der Völkerwanderung die Westgoten, als sie über die Donau hinüber ins römische Reich eindringen; friedliche Ansiedler wollten sie sein. Neben dem Ackerbau liebten sie aber ganz besonders die *J a g d*. Dazu war reiche Gelegenheit; denn der große Wald wimmelte von Wild: Da war der gewaltige Ur oder Auerochs, der Bär, der Hirsch, das Wildschwein, des zahllosen kleinen Wildes gar nicht zu gedenken. Und die Deutschen waren kühne und beherzte Jäger. Den riesenhaften Ur mit dem Speere zu fällen oder den Bären zur Strecke zu bringen, das galt ihnen als Heldentat, des Mannes würdig. Denn Furcht kannten sie nicht.

Und wie sie beherzte Jäger waren, so waren sie tapfere *K r i e g e r*. So wertvoll ihnen die friedliche Arbeit war — wenn sie sich in ihren Rechten gekränkt fühlten, dann griffen sie unbedenklich zu den Waffen. Da gab's innere Kämpfe eines Stammes gegen den andern, um der Grenze oder des Ackerlandes willen; da gab's äußere Kämpfe gegen andere Völker. Aber leider sahen häufig die Germanen im Volksgenossen den größeren und gefährlicheren Feind als im Fremden.

Gab's Krieg, so hatte *j e d e r f r e i e M a n n* zum Schwerte zu greifen. Das war ein Ehrenvorrecht des freien Mannes. Der Hörige, denn solche gab's auch, durfte das Schwert nicht führen. Der freie Mann hatte die Pflicht, mit dem Schwerte in der Hand nicht bloß sein Haus und seinen Hof, sondern auch sein Land zu verteidigen. Und sie waren gefürchtet als Krieger; denn sie waren nicht nur von gewaltiger Körperkraft, sondern hatten auch einen wahren Löwenmut. Daher war germanischen Kriegern auch lange Zeit Schutz und Verteidigung des Römerreichs anvertraut. Aber das war auch das Ende des Römerreichs; denn wenn ein Volk sich nicht mehr selbst verteidigen kann, sondern Fremde dazu braucht, dann ist es wert, daß es zugrunde geht.

Die *K l e i d u n g* der Germanen war theils aus Leinen theils aus Wolle. Alles wurde von den Frauen selbst gesponnen und gewoben. Die Männer trugen meist einen Rock ohne Ärmel, zusammengehalten von einem ledernen Gürtel; einen Mantel, bestehend aus einem viereckigen Stücke Tuch mit einer Öffnung für den Kopf, und Hosen — alles aus Wolle; das linnene Hemd ist erst später angekommen. Besonders heben die Römer die Hosen hervor, die bei ihnen nicht bekannt waren. Es waren manchmal ganz kurze Hosen, die nur bis oberhalb der Knie gingen; diese Hose pflegte man Bruch zu nennen. Dann trug man an den Waden noch besondere Wadenstrümpfe — Kniehöhl, wie sie in Oberbayern jetzt noch getragen werden. Manchmal waren es auch lange Hosen. An den Füßen trugen sie lederne Schuhe, oft aus einem einzigen Stück Leder gefertigt. Die Frauen kleideten sich meist in linnene Gewänder, die sie durch Farbpflanzen schön zu färben verstanden. Sie trugen ein hochgegürtetes, hemdartiges, bis auf die Füße heruntergehendes Unterkleid mit langen Ärmeln und darüber einen weiten, mantelartigen Überwurf, der vielfach gleich mit dem Mantel der Männer war. Wegen der größeren Reinlichkeit bevorzugten sie die Leinwand. Die Männertracht, vor allem die Hosen, ist von Deutschland aus auf die ganze Welt übergegangen, und von der Frauentracht jedenfalls der Gebrauch der Leinwand. Im Winter pflegten beide Geschlechter Pelzwerk zu tragen, woran sie Überfluß hatten. Bei den Männern war vor allem ein Bärenfell beliebt, an dem die Kopfhaut noch wie eine Kapuze hing. Diese pflegten sie dann über den Kopf zu ziehen, namentlich im Kampfe, was ihnen ein überaus wildes Ansehen gab. Dasselbe Bärenfell diente ihnen als Lagerstatt; daher der Ausdruck: auf der Bärenhaut liegen.

Unsere Vorfahren lebten in der freien *N a t u r*. Auch der Mensch von heute, der aufmerksam die Natur beobachtet, merkt, daß sie von *w u n d e r b a r e n K r ä f t e n* durchwaltet ist. Das merkten auch unsere Vorfahren — und deuteten diese Kräfte nach ihrer Weise und nach ihrem Verständnisse. Wenn im sumpfigen Walde zur Abend- und Nachtzeit der Nebel stieg und vom Winde bewegt ward, da schaute der Mensch seltsame Gestalten; und diese nebligen Gebilde erschienen ihm als schattenhafte Wesen, als Geister, als Elfen, als Seelen Verstorbener. Und in den mächtigen Bäumen des Waldes sah man auch übernatürliche Kräfte wirksam; darum galt unsern Vorfahren der Wald als Wohnsitz der Götter. Zwerge, Nixen, Wassergeister, Elfen, Waldgeister, Haus- und Feldgeister, auch Gespenster glaubten sie hier zu sehen.

Die großen Naturerscheinungen aber führten sie auf *G ö t t e r* zurück. Wenn in den Sturmnächten der Wind durch die Bäume fuhr, daß es brauste und krachte, so erkannten sie darin ein göttliches Windwesen, den

W o d a n. Die Seelen der Abgeschiedenen dachten sie sich auch im Winde; und wenn der Sturmwind so durch die Wälder brauste, so hieß es: jetzt zieht der Sturmgott Wodan durchs Land und die abgeschiedenen Seelen hinter ihm — ein wildes Heer, dem man nicht begegnen darf. Und der Ausdruck „Wildes Heer“ oder „Muotes Heer“ ist daher noch bis auf den heutigen Tag in unserem Volke heimisch. Zu diesem Windgott dachte man sich auch eine weibliche Gottheit; das ist die vom Winde gejagte Wolke, die Windsbraut, F r e i a oder F r i g g a genannt. Als besonders wohlthätig, heils- und segenspendend erschien ihnen wie so vielen Naturvölkern die Sonne, und sie sahen in ihr einen Lichtgott, den Z i u. Und wenn der Blitz herniederfuhr und der Donner gewaltig frachte, so war ihnen auch das ein Gott, und sie nannten ihn D o n a r, den Gott, der den Bauern ebensowohl Segen im fruchtbaren Regen wie Fluch im Hagel und im Blitzschlage spenden kann.

Zogen die Germanen in den Kampf, so riefen sie ihre Götter an, und so wurden jene drei auch Schlachten- und Kampfgottheiten. Es wurde bei dem einen Stamm jener, bei dem andern dieser Gott mehr verehrt. Bei den Sachsen und Schwaben war es besonders Ziu, den die Sachsen auch Sarnot nannten oder Irmin; daher die Irminsul, ein altes Heiligtum im Sachsenlande. Bei andern Stämmen war es Wodan, wieder anderswo Donar, der Gott des Bauern. Wodan ist bei den meisten an die Spitze getreten. Noch sind die Namen dieser drei und der Göttin Freia enthalten in den Namen der Wochentage. Der Dienstag, der in Schwaben auch Zeistig genannt wird, hat seinen Namen von Thingis, einem Namen für Ziu. Der Mittwoch hieß vor alters Wodanstag und heißt jetzt noch in manchen Gegenden der Guotentag. Der Donnerstag hat seinen Namen von Donar, der Freitag von Freia. Im übrigen aber wissen wir von den Göttern der alten Deutschen nicht viel. Die Göttersagen, die man aus deutscher Vorzeit berichtet, stammen meist aus dem skandinavischen Norden und aus einer späteren Zeit.

Die alten Deutschen haben ihre Götter meist in der f r e i e n N a t u r verehrt. Später mögen sie auch Tempel gehabt haben; aber ursprünglich waren Wälder und Bergeshöhen ihre Anbetungsstätten. Dort dienten sie ihren Göttern mit Opfern. Menschenopfer mögen vorgekommen sein, namentlich von Kriegsgefangenen — z. B. nach der Schlacht im Teutoburger Wald —; aber das war doch seltene Ausnahme. Meist waren es Tieropfer. Das wertvollste Tier war dem Deutschen sein Roß; und das weiße Roß besonders war dem Wodan heilig (vgl. das weiße Roß als Wirtshauschild). Das wurde geopfert und damit eine festliche Mahlzeit, ein Schlachtfest verbunden. Ebenso hat man auch Kinder und andere Haustiere den Göttern geopfert. Immer gab's dazu festliche

Mahlzeiten, bei denen auch das Getränke, Bier oder Met, nicht fehlen durfte. Noch erinnern die Namen mancher Berge an solche alten Opferstätten. So der Roßberg, der Farrenberg, der Rosenstein bei Heubach, der eigentlich Roßstein geheißen hat, der Schimmelsberg bei Weinsberg und andere. Besondere Festzeiten waren die Sonnwendfeiern: im Winter waren die *z w ö l f N ä c h t e* von Weihnachten bis zum Erscheinungsfest. Das war schon in heidnischer Zeit eine Festzeit, und in christlichen Zeiten hat man deshalb die Festzeit der Weihnachten auf diese Zeit gelegt. Da pflegte man die Bilder der Tiere, die man den Göttern weihte, auch im Gebäcke nachzubilden. Vor allem das Roß oder den Springer; unsere Springerle gehen daher auf diese Zeit zurück. Ebenso pflegte man Honigkuchen, unsere Lebkuchen, zu backen; auch die Sonne, deren Aufstieg da gefeiert wurde, pflegte man als Rad oder Ring abzubilden; man denke an die mancherlei Backwerke, die die Form von Ringen haben! In diesen zwölf Nächten dachte man sich die ganze Natur von überirdischen Wesen belebt, auch in der Zeit vorher schon. Eine Menge von Volksbräuchen geht auf diese Zeit zurück. So hat das Anklopfen in der Zeit vorher den Zweck, durch das Anklopfen die bösen Geister zu verscheuchen und den Segen der guten Geister zu erbitten (vgl. die Anklopfverse). Auch glaubte man — und glaubt's zum Teil jetzt noch — in den zwölf Nächten voraus das Wetter des kommenden Jahres sagen zu können. Nicht weniger wurde die *S o m m e r s o n n e n w e n d e* gefeiert. Namentlich pflegte man da im Freien Feuer anzuzünden. Noch jetzt werden in manchen Gegenden am Johannistag Feuer auf Anhöhen angezündet, brennende Holzscheiben, die Abbilder der Sonne, geworfen oder abwärts gerollt.

Die alten Deutschen pflegten nicht einsam, jede Familie für sich, zu hausen, sondern zusammen im Dorfe. Die ersten Siedlungen wurden wohl immer von der Familie im weiteren Sinne, der *S i p p e* oder Verwandtschaft, gegründet. Alle die Ortsnamen auf — *i n g e n* weisen auf solche Sippenstiedlungen hin. Eßlingen ist die Sippe des Hezilo, Hedelfingen die Sippe des Hadolf, Neutlingen die Sippe des Rutilo usw. In Bayern heißt es — *i n g*, in Mitteldeutschland — *u n g e n*. Wo aber Menschen zusammenleben, kann nicht jeder tun, was er mag, sondern es muß sich einer nach dem andern richten nach gewissen Ordnungen. Das sind schon die Anfänge des staatlichen Lebens. So ist schon Verteilung und Anbau des Landes von der Sippe geordnet gewesen. An der Spitze der Sippe aber stand das Familienhaupt, der angesehenste Mann der Sippe und wohl auch einer der ältesten. Die Sippen hielten meist zusammen. Gab's Streit mit einer andern Sippe, oder wurde gar einer erschlagen, so war die Sippe des Getöteten zur Blutrache verpflichtet; sie war also

selbst die Richter in über böse Tat. Manchmal erbot sich auch der Mörder als Buße ein Wergeld zu zahlen; wenn das angenommen wurde, so blieb der Mörder von weiterer Strafe frei.

Eine Anzahl von Sippen vereinigten sich zu einer *H u n d e r t s c h a f t*. Das war ursprünglich eine Vereinigung für den Krieg. So viele Familien, daß sie etwa hundert Krieger stellen konnten, bildeten die Hundertschaft. Aber die Hundertschaft war doch noch mehr als das. Sie war eine weitere Ausbildung des Staates. In jedem geordneten Staatswesen muß irgendeine Stelle sein, die Recht schafft. Wenn einer beraubt, bestohlen, beschimpft, mißhandelt, am Leib und Leben geschädigt wird, so muß eine Stelle da sein, die für das Recht sorgt, die den Übeltäter straft und dem Geschädigten hilft. Eine solche Stelle war die Hundertschaft. Sie versammelte sich von Zeit zu Zeit zu einem *T h i n g*, das heißt zu einer Volksversammlung. Jeder Freie mußte erscheinen. Da gab's kein Haus zur Versammlung, sondern an irgendeinem freien Platz, vielleicht unter einem Baume oder bei einem großen Stein, pflegten sie zusammenzukommen. So war zu Cannstatt „am Stein“ eine solche Gerichts- oder Thingstätte. Die Versammlung bestellte die Richter. Sie nahmen ihre Sitze ein auf großen Steinen unter der Linde. Da trat vor, wer zu klagen hatte, und trug seine Beschwerde vor. Ringsum saßen die Weiszer, die Schöffen, die das Recht schaffen oder schöpfen mußten. Aber wo waren die Gesetze, nach denen die Richter richteten? Ein geschriebenes Gesetzbuch gab's nicht. Der Richter richtete nach dem Herkommen, das heißt, so wie jeder rechtlich denkende Mensch im Volke es für recht hielt. Hatte einer Verrat an seinem Volke geübt, war einer im Kampfe feige geflohen, so traf ihn schwere Strafe, meist Todesstrafe. War er flüchtig, so wurde er für friedlos erklärt. Wer ihn fand, durfte ihn töten. Ein Friedloser mag dann ein trauriges Dasein geführt haben, unstät und flüchtig; wie ein geheßtes Wild irrte er umher. Ihm blieb nur übrig die Flucht in die Fremde oder, wie man damals auch sagte, ins Elend, wenn er sein Leben retten wollte. Bei geringeren Vergehen mußte der Geschädigte klagen, und der Beklagte konnte sich durch einen Eid reinigen. Er mußte aber Eideshelfer stellen, das heißt unbescholtene Männer, die es durch einen Eid bestätigten, daß der Beklagte ein glaubwürdiger Mann sei.

Eine größere Zahl von Hundertschaften bildete das *V o l k*. Alle Jahre einmal, meist im März, trat das Volk zusammen zur Volksversammlung (daher Märzfeld genannt). Die Versammlung wurde im Freien, an einer Opferstätte gehalten; sie war zugleich Heerschau. Die Hauptlinge, d. h. die Führer der Hundertschaften, brachten vor, was zu verhandeln war. Es kamen womöglich alle Freien des Volkes; zum Zeichen der Freiheit trugen sie das Schwert an der Seite und den Speer in der Hand.

War die Menge einverstanden mit dem, was die Häuptlinge vorbrachten, so erhob sich ein jauchzender Heilruf; sie hoben die Waffen in die Höhe und schlugen sie zusammen. Waren die Hörer nicht einverstanden, so ertönte lautes Murren. Da handelte es sich allemal um recht wichtige Dinge: vor allem um Krieg oder Frieden. Wurde der Krieg beschlossen, so brauchte man einen Anführer; und da wurde der Tapferste, wohl auch der Stärkste und Größte gewählt; man hob ihn auf einen Schild und jauchzte ihm zu. Der Anführer führte den Titel Herzog. Ferner konnte bei solchen Versammlungen auch über Abschluß von Verträgen beraten und beschlossen werden, es konnten Richter gewählt werden, es wurden schwere Verbrechen, die sich gegen das ganze Volk richteten, bestraft. In der Schweiz haben sich solche uralten Einrichtungen zum Teil noch bis auf den heutigen Tag erhalten. In den Kantonen Uri und Appenzell bestehen heute noch diese Volksversammlungen. Man nennt sie die Landgemeinde. Da werden die Gesetze beraten und beschlossen. Alle mündigen Männer des Kantons kommen im Freien zusammen, tragen heute noch Waffen und beraten und beschließen unter dem Vorsitz der Landammänner.

Diese Volksversammlungen waren die einzige Obrigkeit; eine andere gab es nicht. Der Staat, den unsere Vorfahren hatten, war also ein Volksstaat. Aber auch in einem Volksstaat braucht man Führer. Man wählte sie meist aus den Reichsten und Angesehensten, die man später den Adel nannte. Keineswegs hat bei unsern Vorfahren Gleichheit des Besitzes geherrscht. Überall gab es auch reichere Leute, die nicht eine, sondern zwei oder mehr Hufen besaßen. Meist führten diese ihre Abstammung auf besonders hervorragende Leute, ja oft auf Götter zurück. Geburt und Besitz gab ihnen schon eine Führerstellung. Solche Vornehmen oder Adelligen waren die Führer des Volkes und auch der Hundertschaften. Natürlich war ein solches Volk in der alten Zeit nur klein. Was für eine Menge von Völkernamen sind uns aus der Zeit vor den großen Stammesbildungen überliefert! Da waren allein am Mittel- und Niederrhein die Ubier, Chatten, Mattiaken, Sugambri, Usipeter, Tenkterer, Tubanten, Marsen, Chattuarier, Brukterer, Chamaunen, Bataver. Ein solches Volk kann unmöglich groß gewesen sein; da mag manchmal das Volk kaum größer gewesen sein als die Hundertschaft. Aber Volk und Hundertschaft wurden geführt von den Edlen oder Adelligen.

Unter den Edlen standen die Häupter der Sippen. Das Sippenoberhaupt hatte meist größeren Grundbesitz: eine Doppelhufe statt einer einfachen Hufe; manchmal auch den Grundbesitz an einem Stück in besonders gutem Lande. Das waren die Mittelfreien.

Unter den Mittelfreien stand die große Masse der *Gemeinfreien*. Sie stellten das eigentliche Volk dar. Unter den Freien aber standen die *Unfreien*. Es waren teils *Liten*, d. h. Hörige, die nur gewisse Dienste zu leisten hatten, teils wirkliche Leibeigene. Das waren wohl selten Angehörige des eigenen Volkes. Es waren Menschen aus andern Stämmen oder auch ganz andern Nationen, meist Kriegsgefangene. Sie wurden meist sehr milde und menschlich behandelt; von der barbarischen Grausamkeit, mit der die Römer ihre Sklaven behandelten, war bei den Deutschen keine Spur. Aber sie waren das Eigentum ihres Herrn; er konnte sie verschenken, verkaufen, ja selbst töten. So gab's schon in den ältesten Zeiten vier Stände: Vornehme, Mittelfreie, Gemeinfreie, Unfreie. Der Herzog wurde meist aus den Vornehmen genommen. Er war nur für den Krieg gewählt; aber wenn einer sich im Krieg besonders ausgezeichnet hatte, so blieb er auch im Frieden in besonderem Ansehen, also daß er wie ein Herrscher an der Spitze seines Stammes stand. Das war wie bei den Richtern im Alten Testamente. Die Vornehmen umgaben sich dann mit einem Gefolge, d. h. mit Leuten, die ihnen folgten, ihnen dienten und für sie kämpften.

Das *Staatswesen*, das unsere Vorfahren hatten, war somit noch ein recht unvollkommenes. Der Staat sprach Recht und rief zur Verteidigung und zum Krieg auf — das war alles. Und doch war auch das den Germanen oft schon zu viel. Denn der Deutsche liebte gar sehr die eigene Freiheit. Die mochte er sich nicht gerne beschränken lassen. So kam's vor, daß Männer aus dem eigenen Stamme austraten und gegen ihn kämpften. Wie viele haben in den Reihen der Römer gegen ihre eigenen Volksgenossen gekämpft! Das ist ein übler Fehler der Deutschen. Der hängt uns an bis auf den heutigen Tag. Ein Volk ist doch nur dann stark, wenn es zusammenhält; tut es das nicht, so hilft alle Körperkraft nichts. So haben die Römer schon damals gewußt, daß sie die Deutschen nur durch Deutsche zwingen können. Und unsere Feinde im letzten Kriege haben das ebensogut gewußt. Darum waren sie immer darauf aus, Zwietracht unter den Deutschen zu säen — und das ist ihnen zuletzt auch nur zu gut gelungen. Ein Volk bleibt sich in seiner Eigenart im Guten und Bösen gleich durch Jahrhunderte, ja Jahrtausende.